

(Nachdruck verboten.)

15]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Die Loupe hielt ihn knapp, das war der einzige Stummer des alten Nagu, der vergeblich versuchte, seine Pfeife wieder anzuzünden, die wirklich nur noch Asche enthielt. Und Lucas fuhr fort, ihn zu betrachten, das Herz von wachsendem Mitleid bedrückt, wie er auf seinem Stuhl zusammengekauert dafas. Der Lohnflabe endete in solch einer jammervollen Ruine, mit fünfzig Jahren war der Mann vollständig zu Grunde gerichtet. All sein Leben lang war er Auszieher gewesen, immer nur Auszieher, und die mechanische Thätigkeit hatte ihn verkrümmt, verblödet, ihn zum Stumpfsinn und zur Paralyse geführt. Nichts lebte mehr in diesem armen, seligen Geschöpfe als das fatalistische Bewußtsein seines Sklaventums.

Aber Bonnaire vertehrte sich mit blinkenden Augen.

„Nein, nein! Es wird nicht immer so sein, es wird nicht immer Herren und Arbeiter geben; der Tag wird kommen, wo es nur freie und fröhliche Menschen geben wird! Unsere Kinder werden vielleicht diesen Tag erleben, und es lohnt wohl der Mühe, daß wir, die Väter, noch Leiden erdulden, wenn wir ihnen damit das Glück der Zukunft erringen.“

„Donner einmal!“ rief Nagu. „Beißt Euch doch, ich möchte gern auch dabei sein. Das würde mir kammibalsch passen, gar nichts mehr arbeiten zu müssen und zu jeder Mahlzeit mein Huhn zu haben!“

„Und ich auch, ich auch!“ stimmte Bourron begeistert bei. „Ich beanspruche meinen Platz!“

Mit hoffnungslos resignierter Gebärde gebot der alte Nagu ihnen Schweigen und sagte wieder:

„Ach, laßt doch, nur wenn man jung ist, hofft man auf berlei. Da hat man den Kopf voll mit allerhand Unsinn, man bildet sich ein, daß man die Welt auf den Kopf stellen wird. Aber die Welt geht ihren Gang weiter, und man wird weggesetzt wie alle andren. Ich trage niemand etwas nach. Wenn ich mich manchmal ein bißchen ins Freie schleppen kann, seh' ich zuweilen Monsieur Jérôme in seinem Rollwagen, den ein Diener führt. Ich grüße, weil sich das gehört gegen einen Mann, der einem Arbeit gegeben hat und der reich ist. Ich glaube er erkennt mich nicht, denn er sieht mich bloß so an mit seinen hellen Augen, die aussehen wie mit klarem Wasser gefüllt. Die Durignon haben das große Los gewonnen, und da muß man sie wohl respektieren; es gäbe keine Gottesfurcht mehr, wenn man sie verunglimpfen wollte, die das Geld haben.“

Darauf erzählte Nagu, daß er und Bourron heute abend beim Verlassen der Hölle Monsieur Jérôme in seinem Rollwagen getroffen hätten. Man grüße ihn, das sei selbstverständlich. Wenn man's nicht thäte, wär's eine Unhöflichkeit. Aber trotz alledem, ein Nagu, zu Fuß im Kot stehend, mit leerem Magen, der den Gut abzieht vor einem Durignon, welcher behaglich im Wagen sitzt, in eine Decke eingewickelt, von einem Bedienten spazieren geführt wie ein zu dickes Kind, das sei, um aus der Haut zu fahren, das mache einem Lust, sein Werkzeug ins Wasser zu werfen und die Reichen zur Teilung zu zwingen, damit man selber nichts zu arbeiten brauche.

„Nichts arbeiten, nein, nein, das wäre der Tod!“ sagte Bonnaire. „Jeder Mensch soll arbeiten, und wir haben das Glück erreicht, das ungerechte Elend besiegt. Diese Durignon dürfen wir nicht beneiden. Wenn sie einer als Beispiel aufstellt und sagt: „Da seht ihr, daß ein einfacher Arbeiter ein großes Vermögen erwerben kann mit Fleiß, Intelligenz und Sparsamkeit!“ so ärgert mich das immer, denn dieses viele Geld hat nur erworben werden können dadurch, daß die Kameraden ausgebeutet wurden, daß man ihnen das Brot und die Freiheit verkümmerte; und solche schmutzige Dinge müssen eines Tages ihre Vergeltung finden. Niemals wird sich das Glück aller mit der ungeheuren Bevorzugung des einzelnen vereinigen lassen. Es bleibt uns also nichts, als zu warten, wenn wir sehen wollen, was die Zukunft uns allen bringt. Aber worauf ich hoffe, das habe ich Euch schon gesagt: Daß diese beiden Kinder, die

da liegen und uns zuhören, eines Tages glücklicher sein mögen, als ich es war; und daß ihre Kinder wieder glücklicher werden mögen, als sie es haben sein können. Um das zu erreichen, braucht es nur Gerechtigkeit, und wir müssen zusammenstehen wie die Brüder und sie uns erringen, selbst um den Preis von noch vielem Elend.“

Wirklich waren Lucien und Antoinette nicht wieder eingeschlafen; das Gespräch dieser vielen Leute zu so später Stunde hatte sie wach erhalten, und ihre rosigen Gesichtchen lagen unbedeglich auf dem Polster, die Augen waren weit geöffnet und nachdenklich, als ob sie verstünden, was vorging. „Eines Tages glücklicher als wir!“ sagte die Loupe trocken. „Natürlich, wenn sie nicht morgen Hungers sterben, da Du kein Brot mehr für sie haben wirst.“

Das Wort fiel schneidend wie ein Beilhie. Bonnaire wandte, brutal aus dem Traum gerissen durch das kalte Grinsen des Elends, das er auf sich genommen hatte, indem er die Werke verließ. Und Lucas fühlte den Schauer dieses Elends durch das kahle Geläß wehen, das von der rauchenden Petroleumlampe schwach erhellt war. War das nicht ein Hoffnungsloser Kampf, waren nicht Großvater, Vater, Mutter und Kinder zu baldigem Tode verdammt, wenn der Arbeiter es wagte, sich in ohnmächtigem Troß gegen das Kapital zu empören? Ein dumpfes Schweigen trat ein, ein schwarzer Schatten legte sich über den Raum und verdüsterte die Gesichter.

Da klopfte es wieder, Lachen wurde hörbar, und herein trat Babette, die Frau Bourrons, mit ihrem stets heiterm Kindergezicht. Mundlich und frisch, mit weißer Haut und schweren, goldblonden Haaren, gleich sie einem ewigen Frühling. Da sie ihren Mann bei Cassiauz nicht gefunden hatte, wollte sie ihn hier abholen, denn sie wußte, daß er ohne ihre Unterstützung nur schwer heimfinden würde. Sie machte keine Miene, ihn zu schelten, sah im Gegenteil heiter drein, als fände sie es hübsch, daß ihr Mann sich ein wenig unterhalten hatte.

„Ach, da bist Du ja, Du Vergnügungsbruder!“ rief sie fröhlich. „Ich hab' mir's ja gleich gedacht, daß Du Nagu nicht verlassen hast, und daß ich Dich hier finden werde. Bleibst Du, Alter, es ist spät. Ich habe Marthe und Sebastien zu Bett gebracht, jetzt muß ich noch Dich zu Bett bringen.“

Auch Bourron wurde nie böse, in so gutmütig-lustiger Weise verstand sie es immer, ihn aus der Gesellschaft seiner Kameraden zu entfernen.

„O, die ist stark, die Frau! Hört ihr's, meine Frau bringt mich zu Bett. Also komm, mir ist es recht, da es ja immer so ausgehen muß.“

Er hatte sich erhoben, aber Babette, die nun bemerkte, daß alle hinter dreinsahen und daß sie sie in trauriger Stimmung, vielleicht infolge eines Streites, getroffen hatte, wollte verführend eingreifen. Sie ihrerseits sang zu Hause von früh bis Abend, liebte ihren Mann, tröstete ihn, malte ihm die Zukunft in rosigsten Farben, wenn er entmutigt war. Das Elend und die Armseligkeit, in der sie seit ihrer Kindheit lebte, hatten ihrem fröhlichen Humor nicht das geringste anhaben können. Sie war vollkommen überzeugt, daß alles ein gutes Ende nehmen werde, sie war fortwährend auf dem Wege nach dem Paradies.

„Was habt Ihr denn alle? Sind die Kinder krank?“

Die Loupe brach aufs neue los, erzählte ihr, daß Bonnaire die Arbeit verlassen habe, daß sie alle Hungers gestorben sein würden, ehe eine Woche um sei, daß es übrigens mit ganz Beauclair dahin kommen werde, es gebe zu viel Unglück, man könne nicht mehr leben. Aber Babette widersprach ihr in ihrer gewohnten heiteren Zubericht, prophezeite glückliche Tage voll Sonnenschein, die bald kommen müßten.

„Nicht doch, nicht doch, sehen Sie nicht so schwarz, liebe Nachbarin! Sie werden sehen, es wird alles wieder gut. Ihr Mann wird wieder Arbeit finden, und Sie werden glücklich sein.“

Damit führte sie ihren Mann unter lustigen und zärtlichen Worten fort, und er folgte ihr gehorsam, ebenfalls unter Scherzworten, in seiner harmlosen Trunkenheit.

Lucas war im Begriffe, ihnen zu folgen, als die Loupe, die ihre Arbeit auf dem Tisch zusammenräumte, den Schlüssel

sand, den sie ihrem Bruder hingeworfen, und den dieser noch nicht genommen hatte.

„Nun, nimmst Du ihn endlich oder nicht? Gehst Du schlafen? Dein Frauenzimmer erwartet Dich da irgendwo, wie ich höre. Du kannst sie Dir noch immer mitnehmen.“

Ragu lachte schwerfällig und drehte den Schlüssel in der Hand. Den ganzen Abend hatte er Bourron ins Gesicht geschrien, daß er nicht einer solchen Nichtsthuerin zu essen geben werde, die so dumm gewesen war, sich einen Finger von der Maschine abschneiden zu lassen, ohne sich ordentlich dafür zahlen zu lassen. Er hatte dieses Mädchen besessen, so wie er ihrer viele besessen hatte, alle die, die froh waren, wenn er sie nahm. Es war einfach zum Vergnügen für alle zwei, und wenn man genug hatte, Gott befohlen, dann ging eben jedes seiner Wege. Aber seit er hier saß, war er allmählich etwas nüchterner geworden, und seine eigensinnige Bosheit war verflogen. Dann ärgerte ihn auch seine Schwester, daß sie ihm immer Vorschriften machen wollte.

„Natürlich werde ich sie zurücknehmen, wenn es mir so gefällt. Schließlich ist sie mehr wert wie manche andre. Wenn man sie erschläge, würde sie einem kein böses Wort sagen.“

Und sich gegen Bonnaire wendend, der noch immer stumm blieb:

„Sie ist dumm, diese Josine, daß sie immer Angst hat. Wo steckt sie denn nur?“

„Sie wartet auf der Treppe mit Nanet,“ sagte der Pudelmmeister.

„Josine! Josine!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

36]

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Als der Direktor zurückkam, war Hilde bis auf die Fußbekleidung fertig. Nur daß die Bluse offen und das Niederherumhing. Das Stubenmädchen hatte die alten Desen abgetrennt. Der Direktor erbot sich, Frau Hilde selbst zu „drapieren“. Ein Theaterdirektor verstehe sich darauf aus dem ff. Und wirklich hatte er nach wenigen Minuten die Bluse mit Stecknadeln so geordnet, daß der schöne Hals Hildes so tief wie möglich zur Geltung kam und doch die anständige Grenze nicht überschritten würde. Mit ehrlichem Entzücken holte er ein Stück Spiegel aus der Küche und hielt es der Freundin vor.

„Sie werden schöner sein als alle andre.“

„Nicht wahr, Mama ist schön?“ sagte Lenchen glücklich. Auch Hilde betrachtete sich mit Wohlgefallen.

„Wenn ich wollte, könnte ich gerade so viele Liebhaber haben, wie Mascha Lofe,“ sagte sie nachdenklich. „Aber ich mag nicht!“ und sie reichte dem Doktor die Hand, die er mit frohem Gesicht küßte.

Nun kam aber Bohrmann in tadellosem Gesellschaftsanzug herein. Er war verlegen, er trug das kostbare Zeug zum erstenmal.

Lenchen bewunderte auch ihren Vater. Er aber drängte zur Eile.

„Schaff mir zwei Schneiderinnen an, wenn ich zur Zeit fertig sein soll,“ sagte Hilde heftig, wie aus Gewohnheit; eigentlich war sie ganz guter Laune. Das Stubenmädchen aus dem Vorderhause mußte ihr die neuen Strümpfe — diamantschwarz — anziehen, und der Direktor nähte zu gleicher Zeit kunstgerecht die Desen und -Haken an Stelle der Stecknadeln. Ihm war wohl dabei. Wie in einer seiner alten Theatergarderoben kam er sich vor! Durch die offene Korridorhür traten Frau Spindler und Fräulein Reymond herein. Fräulein Reymond, um die Kinder zu holen, wie sie versprochen hatte, Frau Spindler, um sich den Staat der Nachbarn zu ansehen.

„Essen Sie nur nicht zu velle Gurkensalat, Frau Bohrmann,“ sagte sie, „wo Sie doch so feste geschürt sind. Da kann einer den Tod von haben. Und sein soll es auch nicht sind.“

Bohrmann machte vor Fräulein Reymond scherzweise eine tiefe Verbeugung, als bäte er um einen Tanz. Fräulein Reymond schlug die Augen nieder.

„Finden Sie nicht auch, Fräulein,“ rief Lenchen, „daß Onkel Konrad doch viel schneidiger aussieht, als Vater? Vater ist schöner, aber Onkel Konrad ist schneidiger.“

Gilde war mit ihrem Anzug fertig geworden.

„Wo sind die Blumen?“ fragte der Direktor scharf.

„Als ob Johannes jemals an etwas dachte!“ rief Gilde und schlüpfte vorsichtig in ihren Regenmantel.

„Nicht wahr, Direktor, den Gut brauche ich nicht aufzusehen?“

„Wir nehmen ja eine Droschke,“ sagte Konrad. „A propos Gut. Der elende Johannes besitzt nur einen Claquehut für uns beide. Ich dachte anfangs, er könnte den Deckel behalten und ich die Kreppe mit dem Futter. . . . Kreppe mit Futter sieht sehr gut aus. . . . aber der Filz will nicht, ich meine Johannes. . . . auch er will mir den Gut nicht überlassen und sich mit der Gutschachtel begnügen, der treulose Freund. Ich habe also nachgegeben und will den Abend über auf den Claquehut verzichten. Nur beim Eintreten muß ich ihn in der Hand haben. Ohne Claquehut betrete ich keine feine Gesellschaft.“

Gilde war schon auf der Treppe, und die beiden Herren folgten ihr. Fast überall standen die Dienstmädchen an den Flurtreppen und sahen zu, wie die Lehrleute in vornehme Gesellschaft gingen.

XXXII.

Bei Lofes war beinahe die ganze Gesellschaft schon versammelt, als Bohrmanns eintraten. Der Claquehut in der Hand des Direktors Schmidt-Lefebvre wurde nicht beachtet, den Direktor selbst nahm Herr Neumann sofort in Beschlag. Da Bohrmann dicht daneben blieb, um seinen Gut wiederzubekommen, mußte er die Unterhaltung anhören.

„Wir brauchen Ihre Unterschrift, Herr Direktor,“ sagte Neumann. „Ihr Freund Popinsky ist ein Erzganner. Er verläßt sich darauf, daß wir keine Strafanzeige machen, und ist noch pagig. Aber wir haben ihn heute zum letztenmale eingeladen. Der Szekal wegen, die sich noch nicht entschieden hat.“

„Wer wird's?“ fragte Konrad. „Dradlin oder Santinger?“

„Wahrscheinlich Santinger. Meine Frau und ich, wir sind beide für Santinger. Aber Mascha ist ja reene vertückt mit dem Dradlin. Und gegen Mascha mache ich nicht in dem Theatergeschäft. Sie hat den feinsten Geschmack, ich meine, so 'nen Nieher. Wäre Santinger nicht so ein gerissener Kunde, ich hätte Angst für ihn. Und dann der Tanz mit meiner Frau!“

Doktor Santinger kam mit vorgestrecktem Kopfe herbei und tuschelte etwas mit Neumann. Es mußte ihm gut gehen, er sah wohlgenährt aus und war ebenso fein gekleidet wie Bohrmann. Darüber hatte der Lehrer überhaupt zu staunen, daß alle Herren so kostbar gekleidet waren. Er besaß jetzt seinen Claquehut wieder und hielt ihn bald wie der eine, bald wie der andre Herr, am liebsten wie der Assessor, gegen den rechten Schenkel gestemmt.

Es war derselbe Kreis wie in Ostende. Nur einige ihm unbekannt Mitglieder des Kronprinzentheaters waren neu. Den Mittelpunkt bildeten zwei Herren, die miteinander befreundet schienen. Der eine war der Schauspieler Dradlin. Wirklich ein auffallend schöner Mann. Er erinnerte Bohrmann mit seinem etwas starken, glattrasierten Gesicht an ein Bild des Kaisers Nero in den Geschichtsbildern für die deutsche Jugend. Dieser Dradlin benahm sich merkwürdig. Er ging Mascha nicht von der Seite, faßte sie im Gespräch bald an der Hand, bald am Arm, lächelte und seufzte, als ob er ihr Bräutigam gewesen wäre.

Der andre Herr war den Eintretenden immer nur als unser Star vorgestellt worden. Er sollte einer der berühmtesten Dichter Deutschlands sein. Bohrmann wunderte sich, daß er den Namen Star nicht näher kannte. Er mußte ihn wohl einmal gehört haben, aber nicht mit solcher Anerkennung. Der Mann sah verdrossen und gelangweilt aus. Er hatte ein Alltagsgesicht und war außer Bohrmann der einzige, der nicht viel sprach. Er verbeugte sich nur immer, wenn er anderredet worden war.

Bohrmann achtete wenig auf ihn. Wenn Mascha ihn am Ende plötzlich aufforderte, sein Drama vorzulesen? Er war nicht vorbereitet.

Plötzlich faßte ihn Doktor Santinger nervös an einem Tracärmel und zog ihn in eine Fensternische.

„Sie wissen, lieber Herr Kollege, was zwischen uns verabredet worden ist? Ich hatte keine Zeit, buchstäblich keine Zeit, vorher zu Ihnen zu kommen. Sie werden also erst heute bei der Vorlesung erfahren, was aus dem Stücke geworden ist.“

„Aus welchem Stücke? Was wird vorgelesen? Wer liest vor?“

„Hat Frau Lise Ihnen nicht alles mitgeteilt? Sie wollte doch . . .“

„Was haben Sie aus meinem Stück gemacht?“

„Aus Ihrem Stücke? Sie wissen, daß Sie mir alle Rechte überlassen haben. Haben Sie etwa Ihr Geld nicht richtig erhalten? Ich riskiere mehr als Sie! . . . Ich werde also zwei Akte daraus vorlesen. In Ihrem Interesse sind wir übereingekommen, Ihren Namen heute gar nicht zu nennen. Frau Lise ist ganz meiner Meinung gewesen. Hören Sie ruhig zu. Es ist etwas ganz andres daraus geworden. Kaskel ist beteiligt. Ihre Skizze ist kaum wiederzuerkennen. Besuchen Sie mich mal nachher. Wir sprechen dann geschäftlich über Ihre Autorrechte. Da kommt Frau Mascha. . . Sie ist sonst nicht ganz auf meiner Seite. Aber auf Ihrer auch nicht.“

Mascha, die ihren Hans Bohrmann vorher freundlich und fremd begrüßt hatte, trat jetzt herzu.

„Sie sehen, ich habe Wort gehalten, lieber Herr Bohrmann. Das Stück wird bei mir vorgelesen . . . aber Sie sind ja . . . der Frack steht Ihnen ausgezeichnet . . . aber Sie sind ja ein vollendeter Schauspieler. Was haben Sie mir die ganze Zeit über vorgemimt? Seit Ostende stecken Sie mit Gantinger unter einer Decke! Sie intriguierten gegen mich.“

„Frau Mascha,“ rief Bohrmann bestürzt. „Ja? Gegen Sie? Frau Mascha, was machen Sie aus mir?“

Doktor Gantinger beugte seinen Kopf vor.

„Frau Mascha,“ sagte er mit einer Art zitternder Frechheit, „Sie werden Ihren Willen nicht durchsetzen. Geben Sie lieber nach und seien Sie meiner ewigen Dankbarkeit gewiß. Sie kennen mich nur noch nicht. Ich habe einen eisernen Willen. Zu Ihren Füßen bitte ich Sie . . .“

Feindlich, aber doch neugierig blickte Mascha dem Doktor Gantinger in sein Raubvogelgesicht.

„Nachher auf ein Wort,“ sagte sie. „Nach der Vorlesung. Jetzt muß Herr Bohrmann dem . . . noch den Hof machen.“

Bohrmann vernahm deutlich einen der berühmtesten Namen; Mascha hatte einen lebenden Dichter genannt, der sogar beinahe in der Schule gelehrt wurde.

„Der ist auch hier?“ fragte Bohrmann erstaunt.

„Wo waren Sie denn bisher?“ fragte Mascha ärgerlich.

„Ich habe Sie doch gleich beim Eintreten unserm Star vorgestellt.“

Und sie führte Bohrmann zu dem verdrossenen Herrn, der auf des Lehrers Verbeugung und auf Maschas übertriebene Komplimente nur mit einer Kopfneigung antwortete. Dann fragte die Hausfrau, ob es ihm angenehm sei, die Vorlesung anzuhören. Wieder eine Kopfneigung, und Mascha gab mit einer silbernen Klingel ein Zeichen.

„Darf ich die Herrschaften in mein Boudoir bemühen? Ich bin stolz darauf, in diesem Raume einen solchen Star und solche Sterne zu empfangen. Herr Doktor Gantinger wird die Güte haben, aus dem Mysterium „Das hohe Lied“ vorzulesen. Die Dichter wollen vorläufig ungenannt bleiben.“

Die Herren reichten den Damen den Arm und begaben sich durch die beiden großen Räume und durch das Rauchzimmer in Maschas Boudoir. Bohrmann sah seine Frau an Konrads Arm und wurde dann von Doktor Kattowitzer fortgezogen.

„Sie vertreten bei mir die edle Weiblichkeit, Bohrmann,“ sagte Kattowitzer gemühtlich. „Nicht wahr, die dumme Geschichte von neulich ist vergessen?“

„Gestehen Sie ein,“ fragte Bohrmann gemessen, trotzdem es ihn in seiner Aufregung Mühe kostete, sich genau der Scene mit Kattowitzer zu erinnern. „Gestehen Sie ein, daß Sie sich gegen Fräulein Raymond unziemlich benommen haben?“

„Natürlich gesteh' ich's ein,“ sagte Doktor Kattowitzer lachend und hing sich in Bohrmanns Arm ein. „Es versucht es eben jeder mit jeder. Das ist doch nicht beleidigend. Ich bin noch lange nicht der Schlimmste.“

Auf dem Wege fragte dann Doktor Kattowitzer, ob Mascha für Gantinger entschieden habe. Bohrmann antwortete ausweichend. Ihm ging das kurze Gespräch mit dem Dramaturgen durch den Kopf. Was war mit seinem Drama vorgegangen? Und warum ließ man ihn sein Drama nicht selbst vorlesen? Der Dramaturg verstand das gewiß ganz gut; aber . . .

Man war im Boudoir angelangt und nahm Platz. Mascha

zwischen dem Star und Drackin, auf der Chaiselongue. Ans Fenster setzte sich Gantinger, in der Hand ein dickes Manuskript, das nicht Bohrmanns Manuskript war. Die übrigen Gäste nahmen rings umher auf den unbequemen Stühlen und Stühlchen Platz. Für Bohrmann war kein Stuhl übrig geblieben. Er lehnte sich gegen den Kamin und suchte trüber Gedanken Herr zu werden.

Auf der Chaiselongue, dort wo er küssen gelernt hatte, saß Mascha neben dem schönen Kaiser Nero und schien von ihrem Hänsel nichts mehr zu wissen. Und sein Drama las ein anderer vor.

Doktor Gantinger räusperte sich und begann in einigen wohlgesetzten Worten die kunstverständigen Herren und Damen dieses Kreises über das Wesen eines Mysteriums aufzuklären. Der ungenannte Dichter habe eine wertvolle dichterische Skizze nach den epochenmachenden Lehren des Herrn Doktor Kaskel zu einem eigenartigen Gebilde umgearbeitet. Das wahre Kunstwerk der Zukunft sei nicht auf Musik zu begründen, sondern auf die Verbindung von Drama und Kirche. Der fromme Glaube müsse nach einem Worte aus allerhöchstem Munde dem Volke erhalten werden, aber auch die Kunst dürfe man den oberen Zehntausend nicht rauben. Daraus ergebe sich das Zusammenwirken aller Schwesterkünste im Dienste eines frommen Kindergläubens. Edle Dichtersprache, lebhafteste Bewegung, alle Pracht der Dekoration und einer Regie im Sinne der Meininger, nicht zu vergessen die choreographische Kunst, müßten um einen Stoff aus der Bibel, vorläufig um einen aus dem Alten Testamente, den Rahmen bilden, um neue Ziele zu erreichen. In Berlin W werde das unsittliche Sittendrama der Franzosen nachgeahmt; Berlin N werde das Zeichen geben zu dem deutschen Mysterium der dreifachen Arbeit und der Gottesfurcht. Berlin N habe Achtung vor den litterarischen Größen, die dem Tiergartenviertel zu deutsch seien.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Ein Ort irgendwo in der Welt. Zeit um 2000. Das Haus mit tausend Zimmern. Der Duft der Autorität mischt sich mit den Gasen verbrecherischer Autoritätsverletzung. Ein vornehmes Gemach mit Holztafelung und Diplomaten-Schreibtisch. Handelnde Menschen: der Chef, Beamte, später der fremde Mann. Dim-Dim-Dim, meine Herrschaften, die Vorstellung beginnt. Haltet den Atem an, lauscht, weint beziehungsweise lacht, und gewährt mir bei öffentlicher Aufführung eine hübsche Lanteme. Der Verein rückfälliger Selbstmörder braucht nichts zu zahlen. Dim-Dim-Dim. Achtung, der Vorhang steigt! Beugt den Kopf und erschauert in Ehrfurcht: Jetzt kommt der Chef!

Erste Scene.

(Der Chef, dann Beamte. Schwüle Gewitterstimmung.)

Der Chef (nervös auf und abgehend, die Hände auf dem Rücken und das Herz auf dem Wege zur Hose.) Niederträchtige Welt! Man kommt aus dem Keller nicht heraus. Wieder ein Mord. Ich begreife nicht, warum das Publikum durchaus morden muß. Kann denn das irgend einem Vergnügen machen, wenn nicht gerade Krieg ist? Ich glaube, wären wir nicht, man würde solche sinnlosen Scherze nicht unternehmen. Man mordet zweifellos mir, um uns zu ärgern.

Ich höre diese Kerle von der Presse schon höhnen: Hier sei der sicherste Ort der Erde; denn es seien niemals Mörder in ihm zu finden. (Nachdenklich, mit einem plötzlich erwachenden Gedanken.) Hm! Aber muß es denn überhaupt ein Mord sein? Kann es nicht ein Selbstmord sein? Es ist sicher ein Selbstmord! (Weich) Haben diese armen Geschöpfe, diese mißbrauchten Mädchen nicht allen Anlaß, sich ihrem elenden Gewerbe zu entziehen? . . . Es ist unumstößlich — es ist ein Selbstmord. (Heiter.) Na, da wären wir ja aus aller Verlegenheit heraus. Denn wenn es ein Selbstmord ist, dann haben wir ja sofort — den Mörder. Wir sollten überhaupt nur Selbstentleibungen polizeilich erlauben. Da läßt sich der Thäter unmittelbar feststellen, und er widerspricht auch nicht, macht keine Ausflüchte, keine Scherereien. Sie sind immer da und wehren sich nicht einmal. Vom Standpunkt der Christenmenschen ist freilich der Selbstmord verwerflich, aber polizeitechnisch betrachtet, ist der Selbstmord die prächtigste Form des Mords, geradezu ein Segen und ein Glücksfall . . . Es steht bombenfest: Nur, ein Selbstmord! (Reißt sich die Hände.)

Zweite Scene:

(Der erste Beamte stürzt aufgeregt herein.)

Der erste Beamte: Hurra, wir haben ihn!

Der Chef (ärgerlich): Unsinn! Es ist ja bloß ein —

Der erste Beamte: Wir haben ihn wirklich!

Der Chef (beiseite): Sollte das möglich sein. Na, wenn sie ihn haben, dann muß es zweifellos ein Mord sein. (Laut.) Ist es

aber auch der richtige! Wir müssen vorsichtig sein. Mißgriffe sind schlimmer als keine Griffe.

Der erste Beamte: Er ist es ganz zweifellos. Er ist noch ganz neu.

Der Chef: Ein Neuling? Whte ich es doch gleich. Aber wie heißt der Kunde?

Der erste Beamte (stottert): W—w—w—ie er hei—ei—eiht? Ja, den Mörder haben wir leider noch nicht!

Der Chef: Zum Teufel, wen denn sonst?

Der erste Beamte: Den Revolver, das corpus delicti!

Der Chef (enttäuscht): Immerhin, das ist etwas. Sind Sie sicher, daß der Revolver von fremder Hand geführt ist?

Der erste Beamte: Ganz sicher. Dieser Schurke...

Der Chef: Bitte, ein wenig höflicher. Ein Mörder, der nach Ansbung seiner That den Revolver zurücläßt, ist polizeitechnisch ein Ehrenmann; er verfährt sozusagen menschlich gegen uns, er führt uns auf seine Spur. Und hat der Brave noch ein Erkennungszeichen zurückgelassen, ein Taschentuch mit Monogramm, einen Verhaftzettel, eine Visitenkarte?

Der erste Beamte (traurig): Leider nichts.

Der Chef: Gut! Dann ist die Möglichkeit eines Selbstmords doch nicht ausgeschlossen. Immerhin, der Revolver spricht für den Mord, vorausgesetzt, daß sich sein Eigentümer findet.

Dritte Scene.

(Der zweite Beamte erscheint.)

Der zweite Beamte (trotz erregt): Zwanzig Zeugen haben ihn gesehen und beschrieben. (Zauckend): Diesmal erwischen wir ihn!

Der Chef: Pah, zwanzig Zeugen sagen gar nichts. Bei solcher Gelegenheit kennt und sieht alle Welt den Mörder, und beschwört es.

Der zweite Beamte: Aber diesmal sagen alle Zeugen dasselbe. (Feierlich.) Diesmal stimmt es.

Der erste Beamte: Und weiß man, woher der Revolver gekauft ist?

Der zweite Beamte: Man vermutet, daß man in seiner Tasche die dazu gehörigen Patronen finden wird. Dem Menschen ist alles zutrauen.

Der Chef: Hoffen wir!

Vierte Scene.

(Drei Beamte stürzen auf einmal herein.)

Der dritte, vierte und fünfte Beamte (zusammen, sehr erregt): Hurra, wir haben ihn!

Der Chef (nervös): Wen?

Die Beamten: Den Mörder.

Der Chef (leidenschaftlich): Meine Herren! Das ist ein großer Moment in unrem Berufsleben. (Tief ergriffen, mit zitternder Stimme): Wir haben einen Mörder!!! Aber sind Sie Ihrer Sache gewiß? Wir dürfen uns nicht irren, meine Herren!

Die Beamten: Ganz gewiß! Den Durschen haben wir uns gekauft! (Lachend) Umtausch ist nicht gestattet. Passen Sie auf, gleich wird er hier sein. Ah, da kommt er — ach nein, es ist bloß — —

Fünfte Scene.

(Der fünfte Mann tritt ein.)

Der Chef (lebhast): Bringt man ihn?

Der fünfte Beamte: Sofort. Aber ich möchte zur Vorsicht raten. (Murren der Beamten.) Die Sache sieht gar nicht wie ein Mord aus...

Der Chef (unwillig): Sie leiden an kranker Zweifelsucht, mein Lieber. Es ist doch sonnenklar, ich verbürge mich dafür: es ist ein Mord! Was sollte es auch wohl sonst sein?

Der fünfte Beamte (schüchtern): Ich halte einen Selbstmord nicht für ausgeschlossen.

Die anderen (zornig): Ja, das wäre noch schöner...

Der fünfte Beamte: Das Mädchen hat aber kurz vor ihrem Ende gerufen, man solle sie ruhig sterben lassen, sie sei das Leben satt...

Der Chef: Was schwatzt man nicht alles im Delirium! Das ist völlig belanglos.

Der fünfte Beamte: Sie hat auch öfter früher von Selbstmord gesprochen.

Der Chef: Das sagt jede.

Der fünfte Beamte: Sie hat auch zweimal den Versuch gemacht!

Der Chef (satirisch): Sie sind zäh, mein Lieber. Sie verrennen sich in Ihre Einbildungen. Aber es giebt einen unaußwählbaren Beweis für den Mord —

Die anderen (gespannt): Ah!?

Der Chef (selbstbewußt): Wir haben den Mörder!

Sechste Scene.

(Zwei Schulkente schleppen einen an den Händen gefesselten fremden Mann herein.)

Der fremde Mann (sehr verlegen, seufzt): Ooooh!

Der Chef (liebenswürdig): Also Sie sind der Mörder. Freut mich, freut mich aufrichtig, Ihre Belamntschaft zu machen. Sie sehen

recht anständig aus. Sie haben ein Gefühl für die Polizei, das ich lebhaft anerkenne. Nicht jeder Mörder ist in diesen unterwühlten Zeiten so anständig, sich fangen zu lassen. (Bewegt, ihm die Hand schüttelnd.) Ich danke Ihnen, mein Herr! Das war edel!

Der fremde Mann (fassunglos): Ooooh...

Der Chef: Und nun erzählen Sie, wie alles kam! Es war gewiß nicht so schlamm gemeint. Sie haben sie eben gemordet, wie man so zu morden pflegt! Sprechen Sie sich ruhig aus! Wir sind Ihnen dankbar verbunden und werden Ihnen das Ende so angenehm wie möglich machen. Sie haben sich von uns entdecken lassen, wir sind zu Gegendienstern immer gern bereit. Nehmen Sie gütigst Platz und schießen Sie los.

Der fremde Mann (schluchzend): Ich schwöre — ich bin unschuldig — ich kann nichts dafür — sie hat sich selbst erschossen, wie ich bei ihr war — ich schwöre...

Der Chef (stirnrunzelnd): Na ja, das sagt Ihr ja immer. Aber Sie mühten sich für zu schade halten, als ein staatlich entdeckter Mörder, zu solchen Ausflüchten. Gestehen Sie getrost, es soll Ihrem Kopf kein Haar gekrümmt werden — bei der unvermeidlichen Exekution. Gestehen Sie — uns reden Sie doch nichts vor, uns der Polizei, die wir Sie entdeckt haben. (Pärtlich, lachend.) Also gestehen Sie!

Der fremde Mann: Ich schwöre —

Der Chef: Schon gut, schon gut. Sie sollen nicht schwören, Sie sollen den Hergang erzählen.

Der fremde Mann: Es war ein Selbstmord — bei Gott!...

Der Chef (unwillig): Seien Sie doch vernünftig! Das ist ja ein kompletter Widerspruch, in den Sie sich da verwickeln. Wir haben den Mörder und Sie reden von Selbstmord. Mein Lieber, die Polizei pflegt bei uns keine Mörder ausfindig zu machen, die die merkwürdige Angewohnheit haben, bei dem Selbstmord anderer zuzusehen. (Liebevoll bittend): Sagen Sie uns die Wahrheit. Das haben wir doch um Sie verdient.

Der fremde Mann: Ich schwöre...

Der Chef (mit den Füßen stampfend): Wollen Sie oder wollen Sie nicht!...

Siebente Scene.

(Der sechste Beamte tritt eilig ein.)

Der sechste Beamte (leinlaut): Verflucht, wir haben sie. Der Chef (wütend): Wen, zum Teufel, haben Sie schon wieder!

Der sechste Beamte (weinend): Die Patronen. Sie waren unter ihrer Wäsche. Sie hatte sie sich vor 14 Tagen nachweislich gekauft. Sie hat sich (schzend) — selbst gemordet.

Der fremde Mann (triumphierend): Sehen Sie, das habe ich — —

Der Chef (bläß, bebend, schreit den fremden Mann an): Aber was stehen Sie denn hier herum? Machen Sie, daß Sie heraus kommen. Wir können Sie nicht brauchen. Sie sind zu gar nichts nütze! Ge, wird's bald! (Der fremde Mann verschwindet, nachdem ihm die Ketten abgenommen.)

Achte Scene.

Der Chef (würdevoll): Natürlich, es konnte nur ein Selbstmord sein. Ich war von Anfang an überzeugt. Sie sind übereifrig gewesen, meine Herren. (Die Beamten senken die Köpfe.) Echte Mörder, merken Sie sich das für künftige Fälle, lassen weder Revolver zurück noch sich fangen. Wie kommen wir aber nun mit Anstand aus der Affaire heraus? (Nachsinnend — nach einer kurzen Pause): Halt, ich hab's. Wir müssen eine Belamntmachung erlassen. Lehmann, schreiben Sie (diktirt):

Belamntmachung.

Verschiedene Mißverständnisse, die in letzter Zeit vorgekommen sind, veranlassen uns im Interesse der Sicherheit des unschuldigen Publikums, an die verehrten Einwohner die etwa beabsichtigen, sich das geschätzte Leben zu nehmen, die Bitte zu richten, rechtzeitig, spätestens aber 14 Tage vorher, das zuständige Revieramt von ihrem Plan benachrichtigen zu wollen. Die Polizei.

(Der Vorhang fällt.)

Joc,

Humoristisches.

— Vom Bauerntheater. Direktor (vor Beginn der Vorstellung): „Mein erster Liebhaber ist mir soeben durchgebrannt!... Ist vielleicht jemand da, der dessen Rolle übernehmen will, dann kann die Vorstellung unverzüglich ihren Anfang nehmen?“ —

— In der Hike. Lante: „... Meinetwegen — laß' Dich auch scheiden! Eher ruhst Du doch nicht!... Komm' mir aber nur nicht mit Klagen, wenn die Not und die Neue an Deiner Thüre klopfen und Dich jedermann mißachtet!“

Nichte (ärgerlich): „Jetzt hör' einmal auf, mir hange zu machen!... Du verstehst es wirklich famos, einem jedes Ver- anügen zu vergällen!“ — (Flieg. Bl.)